



**HANNELORE DILL**

**Nathalie**  
Eine Wintergeschichte

**ROMAN**

**AAVA**  
VERLAG

Hannerlore Dill

# Nathalie – Eine Wintergeschichte

Roman

LESEPROBE



**AAVAA**  
VERLAG

© 2016 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2016

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Janina Lentföhr

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-1880-8

Großdruck: ISBN 978-3-8459-1881-5

eBook epub: ISBN 978-3-8459-1882-2

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-1883-9

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



## Meine Familie

Ich heiße Nathalie und bin 14 Jahre alt.  
Jedenfalls noch während ich hier sitze und  
schreibe.

Es ist nicht mein erster schriftstellerischer  
Versuch, aber vielleicht mein erster ernsthaf-  
ter (und möglicherweise mein letzter!)

Dieses hübsche rote Buch, das eigentlich als  
Tagebuch gedacht war, habe ich zu Weih-  
nachten von meiner Schwester Debby zum  
Geschenk bekommen. Zusammen mit ein  
paar aufmunternden Worten wie „versuche es  
nur weiter“ und „trau dich einfach“ und „lass  
die Worte einfach klar und ungekünstelt aus  
dir herausfließen!“

Die hat gut reden! Wenn sie denn man flie-  
en wollten, die klaren und ungekünstelten  
Worte!

Zwar hab ich mich schon immer an Ge-  
schichten versucht, alberne kleine Erlebnisse,

nicht viel anders als Schulaufsätze – die mir übrigens immer ganz leidlich gelangen.

Ich habe auch schon ein paar schlechte, melancholische Gedichte verzapft, die ich am nächsten Tag kaum lesen konnte, ohne rot zu werden. Die schlimmsten entstanden zu der Zeit, als ich so schrecklich, ach so unsterblich verliebt war.

Ich hatte dann auch vor, diese sehnsuchtsvollen Ergüsse möglichst schnell zu verbrennen, aber ich war wohl nicht schnell genug. Denn auf irgendeine Weise gerieten sie meiner Schwester in die Hände. Ich will Debby keineswegs der Schnüffelei bezichtigen, denn so etwas tut sie nicht! (Was ich von mir ehrlicherweise nicht behaupten kann.) Eher glaube ich, dass es meiner Unordentlichkeit und Schusseligkeit zuzuschreiben ist. Ich lasse immer irgendwo was herumliegen oder vergesse, wohin ich etwas getan habe.

Vermutlich habe ich die verräterischen Blätter in irgendeinem Buch aufbewahrt, aus dem sie dann herausgerutscht sind. Jedenfalls –

Debby hat sie gelesen und fand sie zu meiner Verwunderung gar nicht so schlecht.

„Versuch es weiter,“ spornte sie mich an und schenkte mir daraufhin zu Weihnachten dieses Büchlein.

Noch am Heiligen Abend beschloss ich still und heimlich, keine Gedichte hineinzuschreiben, sondern eine Geschichte. Eine kleine Wintergeschichte, die sich vielleicht zu einer Liebesgeschichte mausern könnte. Zu einer Liebesgeschichte meiner großen Schwester Debby, die sich in diesem Winter verliebt hat! Es hat gerade erst begonnen und niemand kennt das Ende, denn das liegt in der Zukunft.

Stundenlang habe ich darüber gebrütet, wie ich diese Geschichte beginnen soll, aber leider ist nicht viel dabei herausgekommen. Es scheint so viel schwieriger zu sein, sich „schriftstellerisch zu betätigen“, als eine Abhandlung oder einen Test für die Schule zu schreiben!

Wie machen es wohl die echten Schriftsteller? Sie haben den Dreh scheinbar gründlich heraus, „einfach so all die wunderbaren Worte aus sich herausfließen“ zu lassen. Worte, die sich mühelos zu Sätzen formen, die sich lesen, als hätten sie immer schon dagestanden. Als hätte sich nicht jemand erst angestrengt bemüht, diese Sätze zu „bilden“.

Eben! Fließen lassen und nicht bilden.

Also gut, lassen wir „es“ fließen.

Es ist Januar. Das neue Jahr hat gerade begonnen. Vor den Fenstern draußen fällt schweigend und sanft der Schnee. Dicke Flocken segeln feierlich vom weißgrauen Himmel herab. Bäume und Sträucher sind bereits mit einer dicken Schneeschicht bedeckt.

Wenn ich mich ein wenig vorbeuge, kann ich aus meinem Fenster in unseren Garten hinuntersehen.

Auf dem Rasen und auf den Gartenwegen ist keine Fußspur zu erkennen, und die Hügel jenseits des Sees liegen still und geheimnisvoll

unter der weißen Pracht. Die ganze Welt da draußen erscheint mir still und weiß und geheimnisvoll.

Ich sitze hier im ersten Stock unseres neuen Hauses am neuen Schreibtisch meines neuen Zimmers in einer für uns alle noch recht neuen Umgebung.

Natürlich ist all das um mich herum nicht wirklich neu – bis auf den Schreibtisch. Der ist es tatsächlich, und zwar ein Geschenk meines Vaters, aus hellem Buchenholz gearbeitet und sehr schön.

Aber Zimmer und Haus und Garten sind nur für uns neu, für meine kleine Familie und mich. Denn wir sind erst vor wenigen Wochen hierhergezogen, hierher in den Kastanienweg Nr. 15 im Städtchen Seefeld.

Unsere Familie besteht nur aus Frauen, leider, denn im letzten Herbst wurden meine Eltern geschieden.

Nun sind wir also eine rein weibliche Familie, bis auf den dicken grauen Kater meiner Großmutter. Der ist natürlich männlich. Und



nicht mehr der Jüngste, aber meine Oma ist schließlich auch nicht mehr die Jüngste, und so passen die beiden ganz gut zusammen.

85 ist sie jetzt, zwar nicht mehr so gut auf den Füßen – (jedenfalls, wenn es ihr in den Kram passt), aber geistig noch voll auf der Höhe. Sie ist die Mutter meiner Mutter und lebt bei uns, seitdem wir in dieses Haus eingezogen sind. Sie heißt Caroline Friederike Wilhelmine Widersky und ist ebenfalls seit vielen Jahren geschieden. Soweit ich weiß, seit ihre beiden Töchter – meine Mutter Ursula und deren Schwester Felicitas – noch Kinder im Alter von 10 und 8 Jahren waren. Also seit über dreißig Jahren!

Das Thema „Großvater Anatol“ war in unserer Familie seit jeher tabu. Niemand sprach über ihn, und es war mir seit meiner Kleinkinderzeit streng verboten, ihn auch nur zu erwähnen. Ich erinnere mich gut daran, als ich das erste Mal nach ihm fragte. Als sein Name so unverhofft und urplötzlich in den Raum fiel, entstand eine schmerzliche Stille, als hätte

ich mich nach einem kompromittierenden Verwandten erkundigt.

Dann sagte meine Mutter: „Der Opa ist vor vielen Jahren von uns fortgegangen. Und nun sprich nicht mehr davon.“

Später als ich mit meiner Mutter allein war, versuchte ich noch einmal, sie nach ihm auszufragen.

„Was ist los mit ihm?“ wollte ich wissen. „Hat er im Gefängnis gesessen oder hat er die Großmutter betrogen und sitzen lassen?“

„So ähnlich,“ antwortete meine Mutter kurz. „Und nun frag nicht weiter. Und erwähne Anatol Widersky nie wieder. Es war sehr schmerzlich für die Großmutter, als er sie verließ.“

„Aber das ist mehr als dreißig Jahre her. Da müsste sie doch langsam drüber weg sein,“ wandte ich ein. Aber sie wiederholte nur energisch: „Sprich nicht mehr davon, hörst du?“

Und das war's dann. Großvater Anatol wurde nie wieder erwähnt. Jahrelang plagte mich

jedoch die Neugier, warum er so konsequent aus unserem Leben – ja, sogar aus allen Gesprächen – verbannt wurde. Und ich hätte zu gern gewusst, was denn wohl aus ihm geworden war.

Als kleines Mädchen stellte ich mir alles Mögliche vor, und manchmal ging die Fantasie gründlich mit mir durch. Vielleicht hatte es einst einen wilden Kampf zwischen ihm und einem feurigen Liebhaber der Großmutter (das traute ich ihr ohne weiteres zu!) gegeben, bei dem jener Liebhaber zu Tode gekommen war. Nun saß der arme Großvater auf ewig bei Wasser und Brot hinter Schloss und Riegel und büßte für seine sündige Tat. Und die unversöhnliche Caroline besuchte ihn nicht einmal, um ihm sein trostloses Knastleben ein wenig zu erhellen!

Oder aber er war als ruchloser Gangsterboss umhergezogen, der sich nach erfolgreichen Beutezügen als reicher Mann ins Ausland abgesetzt hatte, wohin ihm seine unversöhnliche Gattin nicht folgen wollte! Ich jedenfalls wäre

ihm mit Freuden in die Welt hinaus gefolgt – soviel war sicher!

Vielleicht hatte er sich als Zuhälter betätigt oder war zum Dieb und Mörder geworden. Was auch immer, in meiner Fantasie und aus einem übermäßig ausgeprägten Abenteuerdrang heraus dichtete ich ihm nur wüste Geschichten an. Als normalen und gewöhnlichen Mann, der seine Frau und seine Familie einfach satt hatte und auf und davon ging, konnte ich ihn mir nie vorstellen.

Man sieht, dass ich von klein an eine rege Fantasie hatte, die sich noch dazu leider am liebsten in anrühigen Vorstellungen wälzte!

Als ich älter wurde, legte sich meine Neugier und mein Interesse an dem Schicksal des Totgeschwiegenen etwas, aber ganz verschwand es nie.

Warum wurde so ein Geheimnis um den alten Anatol gemacht? Denn alt ist er ja inzwischen auch und alle Verfehlungen und Sünden seit langem verjährt!

Meine Großmutter Caroline ist eine interessante Frau. Früher einmal war sie eine stattliche Person, groß und kräftig und nicht gerade dünn, mit einem Schwall rotbraunen Haares auf dem Kopf, den sie in einen mächtigen Knoten zwang. Dieses Haar ließ sich nur mit Gewalt bändigen, Nadeln allein schafften das nicht, ein Haarnetz besorgte den Rest. Übrigens habe ich – zum Leidwesen meines Vaters – diese widerspenstige, ungebärdige Pracht von ihr geerbt. Genauso wie ihre graugrünen Augen, die bei ihr noch heute wild und nahezu teuflisch blitzen und funkeln können.

(Das Teuflische habe ich als Kind oft so empfunden und ich hoffe doch nicht, dass ich davon auch etwas mitbekommen habe!)

Ihre Haut spannt sich wie gelbliches Pergament über Hände und Gesicht (mehr Haut habe ich nie von ihr gesehen), ist von unzähligen Falten durchzogen und sieht aus wie altes Plissee. Das Haar ist noch immer rotbraun, voll und dicht, von wenigen weißgrauen Strähnen durchzogen - und immer noch so

borstig wie einst. Auf ihrem Kinn sprießen ein paar graue Haare, die noch borstiger sind, und ihre Nase sticht scharf und kantig aus dem Gesicht hervor. Mir scheint, die ist im Laufe der Zeit immer länger geworden, was vielleicht mit ihrer nie versiegenden Neugier zu tun hat.

Im Laufe der Jahre ist ihre kräftige Statur mehr und mehr in sich zusammengesunken, als löse sich der feste Kern in ihrem Inneren langsam auf, und die einst stattlichen äußeren Formen sacken nach und nach in sich zusammen.

Wenn ich sie mitunter schlafend auf ihrem alten Lehnstuhl am Fenster antreffe, wirkt sie so schmal und zusammengeschrumpft wie ein uraltes Hutzelweiblein. Dann fährt mir jedes Mal der Schreck in die Glieder, weil sie so hilflos und dem Tode schon recht nahe zu sein scheint. Wacht sie dann aber auf, verändert sich schlagartig dieser Eindruck. Dann strafft sie Rücken und Gesicht und wird auf der Stelle um etliche Jahre jünger. Ein paar ihrer hun-

dert Falten verschwinden im Nichts, die Augen blitzen wieder – meistens boshaft –, und es sieht aus, als hätte sie ihr aus dem Geleise gerutschtes Äußeres mit einem Ruck zusammengerafft und an seinen angestammten Platz befördert.

Wenn ich sie dann so vor mir sehe, wundert es mich einmal mehr, wie es zugehen konnte, dass Großvater Anatol ihr davonlief. Es muss ihr doch ein Leichtes gewesen sein, ihn an der Kandare zu halten, und langweilig kann das Leben mit ihr gewiss nicht gewesen sein. Aber vielleicht war sie ihm ja zu herrschsüchtig, zu rastlos und energisch.

Großmutter Caroline und ich verstehen uns prächtig, vielleicht weil wir uns sehr ähnlich sind (wobei ich Herrschsucht und Boshaftheit eigentlich nicht zu meinen Eigenschaften zähle, aber vielleicht bringt das Leben sie mir ja noch bei).

Obwohl viele Jahre und ein langes Leben zwischen uns liegen – ich bin fast 15 und sie ist 85, also 70 Jahre (nicht zu fassen!) –, ist es

uns nie langweilig miteinander. Wir haben immer viel zu reden (obwohl ich weiß Gott keine schwatzhafte Person bin), und sie interessiert sich für alles, was um sie herum vorgeht.

Sie ist eine unglaubliche Persönlichkeit, und ich bewundere sie sehr. Sie ist klug, witzig, pfiffig und boshaft, aber auch verständnisvoll und von einer ruppigen Güte und Zärtlichkeit, die genauso überraschend wie flüchtig auftreten können.

Früher einmal lebte Großmutter Caroline in einem eigenen Hause, und ich habe mitbekommen, dass es auch immer Männer gegeben hat. Manchmal wohnten sie eine Weile bei ihr, oder sie kamen zu Besuch, aber niemals lebte sie über mehrere Jahre mit einem von ihnen zusammen.

Heute glaube ich, dass sie ihnen wohl zu herrschsüchtig war. Möglicherweise hat sie nie den Richtigen gefunden; so einen, der es nie müde geworden wäre, die Klinge mit ihr zu kreuzen. Ich bin davon überzeugt, dass ein



Mann, den sie in die Knie hätte zwingen können, ihr bald langweilig geworden wäre.

Nun jedoch ist sie bei uns, und das ist mir sehr recht. Sie wohnt wie ich im ersten Stock unseres Hauses und hat das größte der Zimmer hier oben für sich. Es hat einen kleinen Balkon so wie meines, der samt den beiden breiten Fenstern zur Straße hinausgeht, während ich in den Garten und zum See hinüberschauen kann.

„Ich will doch sehen, was auf der Straße passiert,“ hatte sie bei ihrem Einzug gesagt. Mir war das recht, denn ich habe meine jetzige Aussicht lieber. Darum verschwieg ich auch listig meinen Verdacht, dass es in den Gärten und am See sicherlich sehr viel mehr zu sehen geben würde, als auf dem Kastanienweg.

Das Zimmer der Großmutter ist vollgestopft bis zum Geht-nicht-mehr. Sie hat viele Möbel mitgebracht, und sie alle wurden in den Raum hineingezwängt. Nun ist er unvorstellbar zugebaut, und nur schmale Gänge führen zwischen ihnen und all dem anderen Kram hin-

durch, der sich um sie herum angesammelt hat. Zum Herumgehen ist somit kein Platz mehr. Man schlängelt sich durch und setzt sich nieder, wo man ein freies Plätzchen findet.

Ich hatte früher immer gedacht, dass der Mensch mit zunehmendem Alter immer weniger Dinge braucht. So als wäre das Leben eine lange Straße, auf der alles Entbehrliche liegen blieb, und wenn das Alter dann da wäre, säße man auf einem Häuflein alter Klamotten, die lediglich als Erinnerung dienten.

Ganz so ist es aber nicht bei Großmutter Caroline. Sie hat zwar so allerlei auf ihrem Lebensweg hinter sich gelassen, aber es ist doch noch eine Menge Kram übrig geblieben. Nun hockt sie da wie eine Henne in ihrem Nest, als wollte sie gleich zu brüten anfangen.

Sie besitzt einen gewaltigen Stoß alter Fotoalben, sogar solche mit Bildern von Großvater Anatol darin. Allerdings nur welche aus der gemeinsamen ersten Zeit, und viele sind es nicht. Auf den vergilbten Aufnahmen sieht

man undeutlich einen blonden, nicht allzu großen Mann (die Großmutter überragte ihn um Einiges!) mit weichen jugendlichen Zügen und melancholischen Augen. Ich habe diese Fotos nur selten zu Gesicht bekommen. Sie werden unter Verschluss gehalten, und nur wenige Male habe ich sie herumliegen sehen.

Meistens ist die Großmutter noch leidlich gut zu Fuß. Dann spazieren wir gemächlich im Garten herum oder auch mal den Kastanienweg entlang. Dabei stützt sie sich auf ihren handgeschnitzten Stock, auf den sie sehr stolz ist, denn er ist noch älter als sie selbst. Er ist schwarz und sehr blank und verziert.

Wenn das Zipperlein sie plagt (oder sie schlechte Laune hat, weil ihr irgendwas die Stimmung verdorben hat, was auch vorkommt), dann schlägt sie mit ihrem Stock an die Wand. Schlägt muss man schon sagen, denn von Klopfen kann keine Rede sein.

Das ist das Zeichen für mich, dass ich mich unverzüglich einzufinden habe, um ihr irgendetwas zu bringen, ihr einen Tee zu ko-

chen oder die neuesten Klatschgeschichten zu berichten. Sie ist nämlich gierig nach Klatsch. Den Tee koche ich dann in einer kleinen Nische in ihrem Zimmer, welche *die Teenische* genannt wird. Da kann ich mich kaum umdrehen, so eng ist es darin.

Dann sitzen wir einträchtig am Fenster, trinken süßen Tee mit Sahne ( sie nimmt Sahne, ich nur Zucker) und quatschen, und allmählich bessert sich Großmutter Carolines Laune. Dann erzählt sie Geschichten aus ihrer Vergangenheit, und es ist immer ausgesprochen gemütlich.

Die Großmutter ist wirklich eine unglaublich interessante Persönlichkeit, und ich könnte noch drei Tage lang von ihr weiterschreiben.

Nun komme ich zu meiner Mutter Ursula. Sie ist 44 Jahre alt, schlank und nicht sehr groß, hat blaue Augen und ist von Natur aus aschblond.

Dieses Aschblond versucht sie laufend künstlich zu verändern, weil es ihr zu nichtssagend

erscheint. So quält sie sich so lange ich denken kann mit der Haarfärberei herum.

„Quält sich herum“ kann man schon sagen, denn es ist ihr furchtbar lästig, und sie versäumt auch immer, es nachfärben zu lassen oder das selbst zu tun. So läuft sie meistens mit irgendwelchen ungewollten Strähnen oder nachdunkelndem Haaransatz herum.

Das stört jedoch nicht weiter, denn sie hat eine Menge natürliche Locken auf dem Kopf, so dass alles zusammen ganz interessant und irgendwie beabsichtigt aussieht, wie eine gepflegte Unordnung.

Mama ist eine liebe, aber recht schusselige, verhuschte, unordentliche Person und für den Haushalt gänzlich ungeeignet. Früher hat sie auch kaum Hausarbeit verrichten müssen, denn Papa ist reich und hat seine Angestellten. Nun aber ist das anders, und wir haben nur noch uns.

Erstaunlicherweise kann sie jedoch ausgezeichnet kochen. Das muss wohl ein Naturtalent sein, denn gelernt hat sie es nie.

Mir kommt es immer so leicht und irgendwie zufällig vor, denn sie kauft gar nicht richtig und systematisch ein dafür. Sie kocht auch nicht nach Rezept, sondern völlig nach Gefühl und immer irgendwie geistesabwesend. Desto erstaunlicher ist das Ergebnis.

Das Zubereiten einer Mahlzeit sieht bei ihr etwa folgendermaßen aus:

Meistens kommt sie am Nachmittag von der Apotheke in der Waldstraße heim (Mama ist Apothekerin in der *Waldapotheke*), wirft Schuhe, Jacke und Tasche irgendwo im Eingangsbereich von sich und beginnt sich ausgiebig zu recken.

„Wo seid ihr denn alle?“ ruft sie dann fröhlich ins Haus hinein.

„Nathalie, Debby, seid ihr da?“

Ungeachtet dessen, wer nun da ist oder nicht, huscht sie auf Strümpfen in die Küche, schiebt ihre Ärmel hoch und öffnet den Kühlschrank.

Sie blickt zerstreut hinein, runzelt hilflos die Stirn und murmelt: „Was kochen wir heute denn bloß? Was ist denn da?“

Dann greift sie sich scheinbar wahllos irgend etwas heraus und legt es auf den Küchentisch. Vielleicht ein Bund Möhren, zwei Kartoffeln, eine Paprika und eine Zucchini. Sie kramt noch ein Weilchen herum und fördert von irgendwoher ein Päckchen Reis und eine Batterie Gewürze zutage und aus dem Tiefkühlfach irgendeine Art von Fleisch.

Und während sie da auf Strümpfen und mit hochgeschobenen Ärmeln ihres roten Pullovers (Mama liebt Rot) am Küchentisch lehnt, als sei sie Handlanger eines Kochs, der jeden Augenblick zur Tür herein kommen und die Zubereitung des Essens in Angriff nehmen soll, hat sie plötzlich ein großes Küchenbrett samt Messer vor sich und beginnt, damit herumzuwerkeln.

Dabei entsteht so ganz nebenbei und wie zufällig unter ihren Händen ein äußerst delikates Gericht. Zwar manchmal leicht bizarr und

ungewöhnlich, aber äußerst schmackhaft und vitaminreich.

Für mich ist es immer wieder faszinierend, ihr dabei zuzusehen. Die zierliche kleine Person mit dem wirren Lockenkopf und auf Strümpfen Topf und Pfanne schwenkend, hier schnipselnd, da rührend und abschmeckend und eine unglaubliche Unordnung um sich verbreitend. Und die ganze Zeit wirkt sie dabei leicht verwirrt und zerstreut, als wüsste sie eigentlich gar nicht, wie sie hierher geraten sei, und was sie hier zu tun hätte. Und ruck zuck hat sie ein äußerst delikates Gericht zustande gebracht!

Sie selber isst am wenigsten davon und am meisten wohl ich. Oft kommt die Großmutter zum Essen herunter, aber in letzter Zeit hat Debby es ihr meistens nach oben gebracht.

Mama liebt Torten, Pralinen und Kekse mehr als gesundes Essen, obwohl sie es für uns kocht. Sie wird aber trotzdem nicht dick davon, denn alles Essen geschieht bei ihr spora-



disch, keineswegs regelmäßig. Und oft vergisst sie es ganz.

Nach jeder Mahlzeit sieht die Küche aus wie ein Schlachtfeld, und fast immer sind es Debby und ich, die das Tohuwabohu beseitigen. Mir macht das Aufräumen nicht viel aus, ich bin froh, dass ich nicht kochen muss. Und ich hoffe, dass ich es nie muss.

„Du wirst schon noch,“ sagte Mama eines Tages, als ich nicht einmal einen vernünftigen Kaffee zustande brachte. „Warte nur ab, bis du verheiratet bist.“

Mama ist eine liebenswerte Person, aber in manchen Dingen wirklich unfähig. Das ist beim Putzen so und bei der Gartenarbeit ebenfalls.

Außerdem ist sie vergesslich und zerstreut. Es kann ihr schon passieren, dass sie zum Bäcker geht, um ein Brot zu kaufen, dann aber mit einem großen Kuchenpaket und ohne Brot heimkommt. Zum Abendessen gibt es dann halt Kuchen statt Brot.

Einmal ist sie mit zwei verschiedenen Schuhen in die Apotheke gekommen, und die hatten noch nicht einmal die gleiche Farbe. Es machte ihr aber nicht viel, sie lief den ganzen Tag mit diesen verschiedenen Schuhen herum, und einer Kundin, die sie darauf ansprach, antwortete sie: „Es sind doch beides meine, und ich kann mit beiden gleich gut laufen.“

Mit ihrer Kleidung ist das auch so eine Sache, denn sie hat da ihren eigenen Geschmack. Rot ist ihre Lieblingsfarbe, und eigentlich steht es ihr auch ganz gut. Als sie aber einmal mit einem knallroten Regenmantel samt rotem Krempehütchen und langen roten Stiefeln heimkam, meinte Debby doch erschrocken: „Mama, meinst du, dies ist das Richtige für dich?“

Mama meinte ja, und so ging sie stolz in diesem roten Outfit herum. Wenn sie dann so durch einen düsteren, grauen Regentag in diesem knallroten Mantel daherkam wie ein Feuermelder, so leuchtete sie bereits von wei-

tem, und ich muss schon sagen, sie erhellte die ganze Straße.

So manches an ihrer Kleidung passt nicht so recht zusammen. Manchmal hat sie Glück damit und manchmal nicht.

„Was wollt ihr, das ist mein eigener Stil,“ pflegt sie zu sagen und fertig.

Vielleicht hat diese leicht exzentrische, verhuschte Art meinem Papa am Anfang gefallen, aber mit den Jahren und in seiner vornehmen Villa mit all den feinen Verwandten, Freunden und Geschäftsleuten war es auf die Dauer wohl doch nicht das Richtige. Zumal ja noch ihr Benehmen dazukam. Das war genauso unkonventionell wie ihre Kleidung und alles Übrige.

Den hochvornehmen Schwiegereltern war sie von Anfang an ein Dorn im Auge, da war auch mit Charme nicht viel zu machen. Das Ende vom Lied war, dass man versuchte sie zu erziehen. Die feine kühle Schwiegermutter allen voran. Es gab Tränen und Streit und nochmals Tränen und Streit.

Wie alles so genau war, weiß ich auch nicht. Jedenfalls zwangen die äußeren Umstände meinen Papa, „auf seine Position Rücksicht zu nehmen“ (er ist Geschäftsmann, zusammen mit seinem Vater gehören ihm ein paar große Konservenfabriken). Zwar fanden viele seiner Geschäftsleute unsere Mama sehr interessant und scharmant, aber auf Dauer war so ein bunter Paradiesvogel in jenen Kreisen wohl doch fehl am Platze.

Mama pflegt zu sagen: „Seine grässliche Mutter war es. Dieses Biest hat uns systematisch auseinandergebracht. Sie ist ein Snob reinsten Wassers und voller Bosheit, und ihre Intrigen haben alles kaputt gemacht.“

Wie es genau zuging, weiß ich nicht. Jedenfalls irgendwann ging es mit meiner Mama bergab, sie fühlte sich auch von ihrem Mann im Stich gelassen, verlor die Lust am Leben und an der Liebe und ließ sich gehen. So stelle ich es mir jedenfalls vor.

Und eines Tages hatte mein Papa eine Andere. Dann kamen unerfreuliche Zeiten, und

Mama litt sehr. Sie hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass er zu ihr zurückfinden möge. Schließlich waren da auch die beiden kleinen Mädchen Deborah und Nathalie. Es hat noch einen Bruder gegeben, zwischen Debby und mir. Aber er starb bald nach der Geburt an einem Herzfehler.

Im letzten Herbst war es dann soweit. Die Scheidung war ausgesprochen. Ich erinnere mich an den Tag, als Papa zu mir ins Zimmer kam, um mir zu sagen, dass alles vorbei war. Er versuchte mich zu trösten. Wir würden uns oft sehen, mein Zimmer würde auf mich warten, ganz unverändert und so, wie es jetzt war. In den Sommerferien würden wir gemeinsam an die See fahren und im Winter zum Ski laufen, und an vielen Wochenenden würden wir etwas zusammen unternehmen.

Es war ganz schrecklich, und ich war sehr traurig, denn ich liebe meinen Vater sehr. All seine Worte und Versprechungen konnten mich nicht trösten.

Dann ging er fort, und ich war allein. Ich saß am Fenster und blickte in unseren herbstlichen Park hinaus, den ich in allen Jahreszeiten kannte und den ich nun verlassen sollte. Immer hatte ich den Herbst geliebt, das Gelb der Birken und Buchen, das rote Glühen des Ahorns, das dunklere Rot und Braun der gewaltigen Eichen, die da seit undenklichen Zeiten standen.

Ich mochte es, wenn die Blätter fielen und den braunen Boden bedeckten wie einen Teppich, und wenn dann die letzten Blätter gefallen waren und die Bäume kahl und schwarz in einen grauen Herbsthimmel ragten – dann begann ich mich auf den Winter zu freuen, auf den Schnee und die gemütlichen Abende am Kamin. Und schließlich auf einen neuen Frühling.

An diesem Tag aber fand ich den Herbst nicht länger schön, er war nicht wie die anderen. Ich hatte gar keine Freude an den bunten Herbstfarben, ich fand alles nur traurig. Es war, als wäre mit dem letzten Sommer nun

auch ein Abschnitt meines Lebens zu Ende gegangen. Und als dann noch ein grauer Herbstregen einsetzte und rundherum alles grau und nass und kalt war, kannte meine Traurigkeit keine Grenzen.

Aber auch das ging vorbei.

Papa hatte uns dieses hübsche Haus gemietet, und bald stand der Umzug bevor. Er nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und ich vergaß meine Traurigkeit. Ich sagte mir: Papa ist ja nicht tot. Er ist immer da, wenn ich ihn brauche. Oder jedenfalls oft an den Wochenenden und in den Ferien.

Mama hat viel geweint in all den Jahren, als es mit der Ehe bergab ging. Nun aber fing sie sich so langsam. Das neue Haus, die Umgebung, die Arbeit – all das lenkte sie ab.

Während ich dies schreibe, wundere ich mich eigentlich, wie schnell sie sich aufgerappelt hat, und wie rasch und ohne zu murren sie mit der ihr doch fremd gewordenen Arbeit in ihrem alten Beruf begann. Ich vermute, zu dem Zeitpunkt hatte sie ihre eigene Traurig-

keit und ihre Depression wohl schon eine ganze Weile überwunden und war bereit für einen Neuanfang.

Im Grunde ist unsere Mutter ein anpassungsfähiger Mensch, sie fügt sich in das Unabänderliche. Ich habe sie in diesem Hause nie jammern hören, und doch muss es eine rechte Umstellung für sie gewesen sein. Es gab keine Bediensteten mehr, keine Putzfrau und keine Köchin und nicht mehr reichliches Taschengeld. Jede Menge Klamotten, Friseur, Kosmetikerin und Masseurin ebenfalls nicht.

Aber auch keine giftige, ewig nörgelnde Schwiegermutter, keine Ansprüche an sie als perfekte Gastgeberin glamouröser Festlichkeiten und keinen Mann, dem ihre sehnsüchtigen Blicke vergeblich folgten. Das alles war vorbei und wer weiß, vielleicht wog das Eine das Andere ja auf.

Mama wurde wieder fröhlich, denn eigentlich ist sie ein fröhlicher Mensch. Mir scheint, sie fühlt sich in diesem gemütlichen Haus am See nur mit uns allein viel wohler. Mit dem



Geld kommen wir ganz gut zurecht, denn Papa ist nach wie vor großzügig. Natürlich ist es nicht wie früher, und große Sprünge können wir nicht machen, aber uns gefällt es so, wie es ist.

Ich wünsche mir sehr, dass Mama eines Tages einen Mann findet, der sie so liebt, wie sie ist. Denn sie ist ungemein liebenswert und hübsch. Sie ist eben etwas Besonderes. Debby und ich lieben sie sehr, und sie liebt uns auch. Niemals meckert und schimpft sie.

Sie erzieht mich eigentlich gar nicht, aber vielleicht bin ich ja genug erzogen – in all den Jahren im Hause meines Vaters unter den kalten, harten Augen jener anderen Großmutter, die ich nie geliebt habe und die so ganz anders ist als Großmutter Caroline.

Und nun zu meiner Schwester Deborah, 25 Jahre alt. Ich muss aufpassen, dass ich nicht ins Schwärmen komme, denn Debby ist zum Schwärmen. Sie ist schlank und schön, hat große blaue Augen und blondes Haar, ein

warmes Blond etwa in der Farbe frisch geschlagenen Holzes. Es ist weich und sehr lang, und leider trägt sie es so stramm aus der Stirn gekämmt, dass sie viel strenger aussieht als sie ist.

Sie ist eigentlich sehr selten streng, nur manchmal, wenn ich zu faul und unordentlich bin.

Sie trägt das Haar zu zwei festen Zöpfen geflochten und auf dem Hinterkopf irgendwie festgesteckt. Es ist eine altmodische Frisur, glaube ich, aber an ihr wirkt sie sehr apart und besonders. Noch schöner ist Debby allerdings, wenn das Haar ihr lose auf die Schultern fällt. Dann wellt es sich leicht und rahmt ihr Gesicht weich und golden ein, und die Augen wirken noch blauer und größer als sonst. Sie hat eine klare, zarte Haut, einen vollen Mund, dessen Oberlippe sich weich an den Enden nach oben schwingt. Ihre Figur versteckt sie in der Regel hinter hochgeschlossenen Kitteln, von denen sie behauptet,

sie seien praktisch, denn sie arbeitet viel mit ihren Händen.

Debby ist ruhig und zurückhaltend, und wir beide haben keinerlei Ähnlichkeit, weder äußerlich noch im Wesen. Alles, was bei ihr weich, fließend, hell und anmutig ist, zeigt sich bei mir als kantig, dunkel und ungraziös. Aber zu mir komme ich später.

Debby ist jedenfalls in meinen Augen eine Schönheit und von sanftem Wesen, genau das Gegenteil von mir. Und sie ist gut. Ich glaube, sie hat nie auch nur den winzigsten bösen Gedanken gehabt (ich leider so oft). Nie ist sie neidisch, ungeduldig und unbeherrscht.

Leider ist sie zu zurückhaltend, was Männer anbetrifft. Da hat es mal eine Liebesgeschichte gegeben, die ein trauriges Ende fand. Debby hat den Mann wohl sehr geliebt, und irgendwann stellte sich heraus, dass er verheiratet war (dieser Dreckskerl!). Ich weiß nicht viel darüber, denn sie spricht nicht von ihm und der damaligen Zeit. Aber seitdem hält sie sich von Männern fern.

Bis zu diesem Winter! Aber dazu auch später. Deborah und ich – wir verstehen uns sehr gut, obwohl wir so verschieden sind. Oder vielleicht gerade darum. In vielen Dingen ergänzen wir uns, und wenn ich mal Kummer habe, kann ich jederzeit zu ihr kommen. Sie findet immer die richtigen Worte, um mich wieder zurechtzurücken. Niemals ist sie launisch, und nie schreit sie herum, wie ich es mitunter tue.

(Manchmal macht mich ihre engelhaftige Ruhe und Geduld allerdings ganz wild.)

Debby hat einen kleinen Laden in der Fußgängerzone. Früher einmal – bei ihrer Vorgängerin – war es ein *Lädchen* für Geschenke, Tee und Ähnliches, aber Debby hat etwas ganz Anderes daraus gemacht. Sie hat ein unglaubliches Talent für Kunsthandwerk aller Art, weiß eine Menge über Antiquitäten, hat auch schon kleinere Stücke aufgearbeitet, versteht sich aufs Töpfern, Weben von Teppichen und Vorhängen und Gott weiß was alles. Sie hat erstaunlich geschickte Hände, und ich

wüsste nichts, was sie damit nicht zustande brächte.

Inzwischen ist das *Lädchen* etwas ganz Besonderes geworden. Man kann wunderschöne Dinge dort kaufen und stundenlang zwischen alten aufgearbeiteten Kommoden, Tischchen und anderen herrlichen Sachen herumspazieren und die eigene, verzauberte Atmosphäre genießen, die Debby so gut herzustellen vermag.

„Du kannst es unmöglich weiterhin *Lädchen* nennen,“ hatte Mama eines Tages gesagt. „Es ist ja inzwischen alles andere als ein *Lädchen*.“

Und dann ging das Grübeln und Suchen nach einem geeigneten Namen für das *neue Lädchen* los.

Das war im letzten Herbst, als Papa ihr diese Räumlichkeiten besorgt hatte. Zu der Zeit schwärmte ich gerade für die Musik von Michael Jarrè, das heißt, eigentlich tue ich es noch. Jedenfalls hatte ich da so ein paar aparte Titel im Kopf wie *Oxygene* und *Equinoxe*.

„Was soll denn das bedeuten? Davon habe ich nie gehört,“ protestierte Mama, aber ich ließ mich nicht beirren. Ich fand diese klangvollen Begriffe so exotisch und beeindruckend wie die Musik selber.

„Wenn man wenigstens wüsste, was es heißen soll,“ wandte Mama ein, und so stellte ich Nachforschungen an. Ich fand heraus, dass Michael Jarrè den Begriffen seine eigene Bedeutung gegeben hat, ansonsten aber *Oxygene Säuremacher* hieß.

Säuremacher! Das war geradezu vernichtend, fand ich. So ein fantastisches Wort und dann diese ernüchternde Übersetzung. *Equinoxe* hingegen war da schon etwas anderes. Es hat mit der Sonnenwende zu tun und es gibt eine Frühjahrs- und eine Herbstequinoxe. Am 21. März bzw. am 22. September haben Tag und Nacht genau 12 Stunden, also eine Tag- und Nacht-Gleiche, eine Frühjahrs- und Herbstequinoxe.

„Der Name passt doch ausgezeichnet für das *Lädchen*,“ fand ich. „Du hast kaum feste Öff-

nungszeiten, mal bist du Tag und Nacht dort, weil du im Hinterzimmer deinen Webstuhl hast und über der Arbeit die Zeit vergisst.“

Dieses Argument leuchtete allen ein, auch Mama, und fortan hieß das *Lädchen* „Equinoxe“.

Debby ist sehr zufrieden mit ihrer handwerklichen Arbeit und mit „Equinoxe“. Beides läuft ausgezeichnet und füllt sie ganz aus. Ich hatte jedenfalls immer diesen Eindruck.

Bis sie sich neu verliebte!

Aber dazu später.

## Ich, Nathalie ...

Demnächst werde ich 15, und ich besuche das hiesige Gymnasium. Das Lernen fällt mir nicht schwer (bis auf die verflixte Trigonometrie!). Leider neige ich zur Faulheit und das hat zur Folge, dass die Dinge, die nicht von allein an mir hängenbleiben, nie bis in meinen Kopf vordringen.

Vordringen würden, wenn es nach mir allein ginge, muss ich wohl sagen, denn da ist ja immer noch Debby. Sie kennt meine Schwächen und hat mich scharf im Auge. Wenn es also etwas zu Büffeln und zu Pauken gibt, sitzt sie mir im Nacken. Solange bis es mir einfacher erscheint, zu tun, was sie von mir will, als mich dagegen zu wehren. Debby ist es auch, die mir in der Mathematik hilft, mir dämliche Formeln in Chemie und seitenlange Vokabeln in Französisch und Spanisch abhört.



Unserer Mama würde es nie einfallen, meine häuslichen Arbeiten derart zu überwachen, wie Deborah es tut. Das wäre ihr viel zu anstrengend. (Ich fürchte, diese Trägheit und den Hang zum Faulsein habe ich von Mama geerbt.) Also hat Debby das übernommen. Wie überhaupt so Vieles, was Mama nicht liegt oder was ihr unbequem ist.

Gerade stelle ich fest, wie schwierig es ist, über mich selbst zu schreiben. Ich möchte ja sehr gern eine lange Liste großartiger Eigenschaften von mir aufzählen, aber mir will nicht eine einzige einfallen.

Ich bin ungeduldig, faul und unordentlich, kann weder Kochen noch Backen und habe auch nicht die geringste Lust, es zu lernen. Was mir liegt, ist die Arbeit im Garten. Ich kenne viele Pflanzen und Blumen und beschäftige mich gern damit.

Außerdem kann ich Saubermachen und Fenster putzen. Dabei tobe ich mich so richtig aus, am liebsten mit viel Wasser und bei dröhnender Musik, so dass Oma oben mit ih-

rem schwarzen Stock auf den Boden stampfen oder an die Wände schlagen muss, weil sie Angst hat, von dem Radau taub zu werden.

Wenn ich nicht für die Schule (oder seit unserem Umzug hier im Hause) zu arbeiten habe, sitze ich in einem Eckchen und „kritzle“ so für mich hin. Entweder schreibe ich kleine Geschichten oder Verse, und manchmal mache ich kleine Zeichnungen oder Karikaturen dazu. Irgendetwas in der Art habe ich immer in der Mache.

Hier in Seefeld hab ich noch keine Freunde, schließlich wohnen wir ja nicht einmal ein Vierteljahr in diesem Haus. Da sind ein paar Mädels in der Schule, die mir gut gefallen, aber daraus hat sich noch weiter nichts entwickelt.

Außerdem hab ich in den Pausen nie Lust, eingehakt und kichernd mit den anderen Mädchen herumzugehen und irgendwelche albernen Geheimnisse auszutauschen. Der Typ für einen großen Freundeskreis bin ich ohnehin nie gewesen. Zwei oder drei enge

Freunde oder Freundinnen – das reicht mir. Ich bin gern allein und habe genug mit mir selbst zu tun.

So lange ich denken kann, habe ich mir gewünscht, meiner Schwester Deborah ähnlicher zu sein. Wie gern hätte ich ebensolche goldblonden Locken gehabt und so hyazinthenblaue Augen. Als kleines Mädchen bildete ich mir ein, dass damit automatisch ein sanftes Wesen, Anmut, Schönheit und Klugheit verbunden wären. Und Beliebtheit! Ich glaubte felsenfest daran, dass eine Laune des Schicksals Debby bei der Geburt all diese erstrebenswerten Eigenschaften in den Schoß geworfen hat, und als ich auf die Welt kam, war nichts davon mehr für mich übrig.

Ich war das genaue Gegenteil und eine stete Herausforderung für die kühle, vornehme Großmutter Eugenie Selma Clementine (Papas Mutter), mich umzuformen und zu dressieren.

Eigentlich bin ich kein ängstliches Kind gewesen. Und doch gab es Dinge, die mir Angst machten.

Das waren keine Monster unterm Bett oder ein Gespenst im Schrank. Ich habe mich auch nie gefürchtet, allein im Dunkeln durch den Park zu laufen (was ich gern und verbotenerweise tat). Dieses waren die Dinge, die Debby als kleines Mädchen Furcht einflößten. Ich hatte vor ganz anderen Dingen Angst.

Da war meine ständige Sorge, irgendetwas zu zerbrechen in jenem feinen Haus der Großeltern, in dem auch wir lebten. Oder die Angst, etwas zu vergessen, zu verlieren oder wegen Unbeholfenheit oder vorlauten Reden getadelt oder bestraft zu werden.

Ich litt unter den verächtlichen Blicken der Großmutter und dem verständnislosen Kopfschütteln des Großvaters, wenn meine Manieren bei Tisch wieder einmal zu wünschen übrig ließen.

Takt, Diplomatie und vornehme Zurückhaltung lernte ich nie, und oft sagte ich unpas-

sende Dinge, wenn Gäste anwesend waren. Dann galt ich als frech, vorlaut und schwer erziehbar.

Ich gab mir die größte Mühe, alles richtig zu machen, aber es gelang mir selten. Man sah nicht die Mühe, die ich mir gab, man sah nur das Ergebnis. Vor lauter Bemühungen und Anstrengungen war ich erst recht ungeschickt und tollpatschig.

Dem musste mit Strenge und allen möglichen „Erziehungsmaßnahmen“ entgegengewirkt werden!

Das war Sache der Großmutter Eugenie. Die Skala möglicher Sanktionen reichte von einfachen Formen wie Ermahnung, Kritik, Spott oder Missbilligung bis zu konkreteren Strafen. Meine Bücher und Spielsachen verschwanden eine Zeitlang aus meinem Zimmer, das Essen musste ich in der Küche einnehmen, ich bekam Stubenarrest, musste mich mit kleinen Handarbeiten herumquälen (Sticken oder Häkeln – man glaubt es kaum!) und durfte weder in den Park noch sonst irgendwohin gehen.

Fremde Kinder waren im Hause ohnehin nicht erwünscht.

Auflehnung und Widerspenstigkeit hatte ich irgendwann aufgegeben. Ich lernte, dass es klüger war, den Mund zu halten und meine Gedanken für mich zu behalten. Manchmal allerdings hatte ich das Gefühl, an meinem Groll und all dem Zorn zu ersticken, der sich in mir aufgestaut hatte. Dann machte ich mir in meinen Geschichten Luft, oder ich rannte durch den Park.

Ich lernte, mit diesen Dingen zu leben und schlängelte mich so durch. Ich mied die strenge Großmutter und alles, was ihr unangenehm auffallen konnte. Das Essen in der Küche war viel interessanter und einfacher als in dem feinen Esszimmer unter kritischen Blicken, Bücher holte ich mir heimlich aus Großvaters riesiger Bibliothek, und wenn ich aus dem Hause wollte, stahl ich mich ungesehen davon. Das nagende Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein, jedoch blieb.

Mama und Papa kriegten meistens nichts davon mit. Sie waren viel zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt und fanden wohl auch, ein wenig Zucht und Ordnung könne mir nicht schaden. Wenn wir gemeinsam etwas unternahmen, war die Welt immer in Ordnung.

Es ist in jenem feinen Hause also nicht gelungen, mich zu einem sanftmütigen, gedulden Wesen mit perfekten Manieren zu erziehen, Großmutter Eugenie Selma Clementine ist gescheitert.

So wie aus meinen widerspenstigen Haaren keine Locken geworden sind, so ist auch mein innerstes Wesen unverändert geblieben.

Aber ich lebe ganz gut mit mir, und Großmutter Caroline sagt mir manchmal: „Bleib du man, wie du bist, mein Kind. Das Leben wird dir schon beibringen, was nötig ist. Zu viele gute Manieren sind nur hinderlich, und was heißt hier überhaupt Takt und Diplomatie? Ich bin auch mein Leben lang ohne das ausgekommen. Ich mag es nicht, wenn man das Eine sagt und doch etwas Anderes meint.“

Darüber grübelte ich lange nach. Hatte sie recht damit? Waren Takt und Diplomatie wirklich ohne Wert? Waren sie unaufrichtig?

Schließlich ging ich mit diesem Problem zu Debby. Die überlegte einen Augenblick. Dann sagte sie:

„Es kommt doch immer darauf an, **wie** du etwas sagst. Man muss ja die Leute nicht mit harten Worten vor den Kopf stoßen, wenn man ihnen etwas Unangenehmes zu sagen hat. Und wenn du jemanden nicht magst, du ihm aber nicht aus dem Wege gehen kannst, so könntest du trotzdem höflich und freundlich zu ihm sein.“

Jaja, so höflich und freundlich wie sie zu Großmutter Eugenie stets gewesen war, obwohl sie die auch nicht leiden konnte!

Debby nagte grübelnd an ihrer hübschen Unterlippe, dann fuhr sie fort: „Niemand kann etwas dafür, wenn er einen anderen Menschen nicht leiden kann. Aber wie man sich ihm gegenüber verhält, dafür kann man etwas.“



Sie wollte mir damit wohl sagen, dass Höflichkeit und Freundlichkeit nichts mit Unaufrichtigkeit zu tun haben. Aber wo lag die Grenze?

Ich betrachtete das liebevolle Gesicht meiner Schwester und seufzte laut. Debby lachte.

„Grübele nicht so viel darüber nach. Du machst es dir nur unnötig schwer damit.“

Machte ich es mir schwer mit der vielen Grübelei?

Vielleicht hatte sie Recht. Ich hatte immer schon das Bedürfnis gehabt, für alles Antworten zu finden und klarzusehen. Nur wollte es mir oft nicht gelingen.

Ich denke auch viel über die Menschen nach, mit denen ich zu tun habe.

Was geht in ihnen vor? Was treibt sie zu ihren Handlungen an? Manchmal liege ich nachts wach in meinem Bett und versuche angestrengt, mich in jemanden hineinzusetzen.

Zum Beispiel in Mama, damals, als sie davon erfuhr, dass Papa eine andere Frau lieber hatte

als sie. Dann stellte ich mir vor, wie ich an ihrer Stelle reagiert hätte. Ich wäre doch nicht bei ihm geblieben in der Hoffnung, eines schönen Tages besinnt er sich und kommt zu mir zurück!

Oh nein! Ich wäre voller Zorn und verletztem Stolz auf und davon gegangen.

Ich habe einmal in einem Roman gelesen, wie die Heldin um die Liebe ihres abtrünnig gewordenen Gatten kämpfte. Tagelang habe ich mir vorzustellen versucht, wie das wohl aussehen mochte, wenn man „um die Liebe eines Mannes kämpft.“

Ich kam aber nicht dahinter. Immer sah ich im Geiste nur eine Frau vor mir, bis an die Zähne bewaffnet mit Säbel und Pistolen - grimmig und entschlossen gegen eine andere Frau antretend.

Natürlich sah so der „Kampf um den Mann“ nicht aus, wie aber dann? Sollte sie in schwarzer Reizwäsche vor ihm herumtanzen, als einzige Waffe Strapse und durchsichtige Spitzen?

Bei meinen vielen Grübeleien kam nur eines heraus: Diese Kämpferei um einen Mann war nicht nach meinem Geschmack. Sie war in meinen Augen unwürdig, ja geradezu blödsinnig. Der Mann war schließlich kein Knochen, um den zwei Hunde sich balgten. Und wer der Stärkere, Gewitztere oder Ausdauerndste war, trug den Sieg und den Knochen davon.

Der Mann war in meinen Augen nichts, um dessen Besitz man kämpfen konnte. Schließlich war er ein eigenständiges Wesen mit eigenem Willen und eigenen Gefühlen. Bei ihm lag die Entscheidung, welche der beiden Frauen er wollte – und damit basta.

Aber noch eine ganze Weile sah ich im Geist die spitzenumhüllte Kämpferin vor mir, wie sie dem heiß umstrittenen Objekt unermüdlich Avancen machte, bis dieses ihr endlich wie ein reifer Pfirsich in den Schoß fiel. Sprich: sie machte ihn der Widersacherin mit viel Mühe und Geduld wieder abspenstig. Die Beute wurde schwach und schwenkte um –

zurück zur müdegekämpften Gattin. Ihre Reize hatten ihn zurückerobert.

Nein, so einen Kerl wollte ich nicht! Wie erniedrigend sah es doch aus, wenn man um den Besitz eines Menschen kämpfen musste. Wie armselig erschien mir so ein Mann, der auf diese Weise umzustimmen war!

Schließlich landeten meine Gedanken wieder bei meiner Mama, wie sie inbrünstig gehofft und gewartet haben musste, dass Papa zu ihr zurückfinden möge.

War das nur wegen uns Kinder gewesen?

Oder hatte sie gedacht, er würde eines Tages herausfinden, dass er die Andere doch nicht liebt, sondern immer noch sie allein?

So sehr ich mich auch mühte, Mamas Verhalten zu begreifen, ich konnte es nicht. Hätte ich ihn wieder genommen, wenn er von der Anderen genug hatte?

Nie und nimmer!

Aber ein Mensch kann irren und Fehler machen. Und was, wenn er seinen Irrtum einsieht und alles wieder gutmachen will? Wenn

Papa festgestellt hätte, dass er immer nur einzig und allein Mama geliebt hatte und jene Andere ein „Fehltritt“ war, den er bitter bereute?

Egal, ich hätte ihn nicht wieder genommen. Sollte er doch seine Treulosigkeit bereuen und schmoren im eigenen Saft! Untreue wollte ich nicht hinnehmen und auch nicht verzeihen!

So weit kam ich in meinen nächtlichen Grübeleien. Dann zog ich meinen Schreibblock aus der Nachttischschublade hervor und verfasste beim gelben Schein des Nachtlämpchens ein dramatisches Gedicht über Treulosigkeit von Ehemännern, blutrünstige Rachepläne betrogener Gattinnen und lebenslängliche Verbannung. Danach machte ich das Licht aus und schlief ein.

Von all diesen Bildern nahm ich ein paar mit in meine Träume hinein. Nur formte mein Geist sie um und machte ein wahres Heldenepos daraus.

Darin ging es nicht um betrogene Gattinnen und wüste Rachepläne. Lediglich die wilden Kämpfe tauchten in meinem Traum auf.

Da gab es kühne Recken (ich hatte gerade die Nibelungensage gelesen!), blitzende Speere und klingende Schwerter. Die edlen Recken rückten an mit wildem Donnergebrüll, um mich – die holde, goldgelockte Kriemhild auf ihrer Burg – im Kampfe zu erobern. Und allen voran der blonde Held und Drachentöter Siegfried!

Da stand ich hoch oben auf meinem Balkon, blickte auf die ungestüme Kämpferschar herab und rang die Hände aus Liebe und Furcht um den tapferen blonden Siegfried! In wildem Ingrimm warfen sich die Recken auf ihn. Dieser aber nahm ohne zu zögern den Kampf mit ihnen auf. Der Balmung sauste zischend durch die Luft, und jeder Streich bedeutete eine tödliche Wunde.

Der spiegelnde Glanz der Schilde wurde stumpf vom darüber spritzenden Blut. Um ihn sanken die streitenden Recken zu Boden

wie das reife Korn vor dem Schnitter. Bald lagen sämtliche Gegner tot auf dem Schlachtfeld. Siegfried von Xanten und Herr der Nibelungen hatte sie alle besiegt!

Ihm allein gebührte Gunst und Hand der holden Kriemhild. **Meine** Gunst und **meine** Hand, die dort oben vom Balkon herabwinkte für den edlen Helden Siegfried.

Weithin leuchtete sein blondes Haar, denn sein Helm war ihm beim Kampfe entglitten. Keines Speeres gewaltiger Stoß, keines Schwertes schneidendster Hieb hatte seine Haut geritzt. Denn er war Siegfried, der Drachentöter, und er hatte Herz und Hand der holden Kriemhild (mein Herz und meine Hand) im harten Kampfe errungen!

Da trat der edle Recke hervor und blickte zur holden Jungfrau (zu mir!) empor. Eine heiße Röte schoss in ihr (mein) Antlitz, sie (ich) bebte vor Verzückung und Huld und bedeckte die Augen verschämt mit den Händen.

Das war mein Traum, und er war so großartig und lebendig, dass ich ihn auch am nächsten Tag nicht loswurde. Tagelang schritt ich einher wie die edle Kriemhild selbst - mit goldenem Haar und wallenden Gewändern.

So stark war meine Fantasie, dass ich all das sogar im Spiegel erblickte, auch wenn mir da wie eh und je nur mein eigenes blasses Gesicht mit der rotbraunen Zottelmähne entgegenstarrte! Ich lächelte mir zu mit lieblicher Miene und reichte meine Hand huldvoll dem edlen Ritter an meiner Seite: dem kühnen Helden und Recken Siegfried von Xanten, Drachentöter und Herr der Nibelungen, der in heißer Liebe zu mir entbrannt war!

(Man sollte bedenken: zu dem Zeitpunkt war ich mal gerade neun Jahre alt!)

Wenn ich mich im Spiegel anschau, sehe ich zuerst ein Paar graugrüne Augen inmitten kurzer (leider!), schwarzer (zum Glück dichter!) Wimpern.



Die Augen sind meiner Ansicht nach viel zu groß für mein dreieckiges kleines Gesicht. Wenn sie wenigstens entweder grün oder grau gewesen wären, aber nein! Graugrün, als hätte die Natur sich nicht entscheiden können, und dann war so ein Gemisch dabei herausgekommen.

Meine Augenbrauen sind braun und scheinen sehr dunkel gegen meine blasse Haut. Mein Mund ist fast so dreieckig wie das Gesicht, die Oberlippe ist breiter und voller als die untere (leider in den Mundwinkeln nicht sanft nach oben geschwungen wie Debbys, sondern eher nach unten, mein Gott!).

Meine Zähne sind zum Glück weiß und ebenmäßig (nach jahrelanger Klammerplage, die Großmutter Eugenie konsequent durchsetzte, was Mama nie gelungen wäre!). Die Nase ist klein und gerade und nicht weiter auffällig. Das Hauptproblem ist das Haar, rotbraun, dick und widerspenstig. Ich kann gar nichts Rechtes damit anfangen, es widersetzt sich allen Frisierkünsten. So bürste ich es

am Morgen gründlich durch, bis es gerade und glatt auf die Schultern fällt, und damit hat es sich. Eine Stunde später steht es dann wieder nach allen Richtungen ab. Das einzig Schöne an ihm ist seine Farbe, dieses kräftige Rotbraun, so wie Großmutter Caroline ihres früher einmal war.

„Du solltest es wachsen lassen und Zöpfe flechten,“ schlug sie mir einmal vor. „Das habe ich früher auch getan. Die Zöpfe habe ich um den Kopf geschlungen, das sah dann wie eine Krone aus.“

„Aber Oma, so was trägt heute ja keiner mehr,“ entrüstete ich mich. Aber dann beschloss ich doch, das dichte Gewirr einmal wachsen zu lassen; einen Versuch war es schließlich wert.

Bis auf die Schultern reicht es nun schon, und fast kommt es mir vor, als ob es sich glatter zieht, je länger es wird. Vor ein paar Tagen habe ich mir einen Pony geschnitten. Er ist ein wenig schief und zu kurz geraten, aber ich

finde, es macht mein Gesicht ein bisschen freundlicher.

Über meine Figur ist nicht viel zu sagen. Sie ist eigentlich ganz in Ordnung, nicht zu dick und nicht zu dünn und an allen Stellen gepolstert, wo es hingehört.

Wenn ich mich so von oben bis unten im Spiegel ansehe (was ich eben sehr kritisch getan habe), so kann ich doch immerhin sagen: „Es könnte schlimmer sein.“

Im Übrigen vertraue ich auf die Zeit.

Denn Großmutter Caroline hatte mir einmal gesagt: „Warte nur noch ein Weilchen, mein Kind. Noch bist du eckig und kantig wie ein junges Füllen, aber das ändert sich. Zwar wirst du niemals so eine blonde, sanfte Schönheit wie deine Schwester Debby, aber weitaus interessanter! Bei deinen Augen und dem eigenwilligen Kinn! Warts nur ab, du mauserst dich!“



Hannelore Dill lebt im Kreis Segeberg.  
Zwanzig Jahre lang hat sie in der Erziehungs-  
und Lebensberatungsstelle der Diakonie Bad  
Segeberg gearbeitet. Ihre Arbeit hat sie stän-  
dig mit Menschen zusammen gebracht, deren  
Schicksale und Probleme ihr viele Anregun-  
gen für ihre Romane gegeben haben.  
Inzwischen entstanden 19 Manuskripte.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind  
in den Formaten Taschenbuch und  
Taschenbuch mit extra großer Schrift  
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit  
versandkostenfrei über unsere Website:

[www.aavaa.de](http://www.aavaa.de)

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern  
über unser ständig wachsendes Sortiment.



[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)